

Zeitschrift: Das Schweizerische Rote Kreuz
Herausgeber: Schweizerisches Rotes Kreuz
Band: 69 (1960)
Heft: 3

Artikel: Besuch im Lager des Cheik-Ana
Autor: Meyer, Jean Daniel
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-974560>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 02.02.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

810 kg Verbandmaterial (FLAWA)*
 10 Kisten Milchpulver (LACTISSA)*
 157 kg Gipsbinden (BOVARD)*
 1 500 Röntgenfilme
 2 450 Ampullen pharmazeutische Spezialitäten
 1 500 Flaschen Penicillin
 2 060 Wolldecken
 1 000 Trainingsanzüge
 1 980 Leintücher
 15 000 Büchsen Kondensmilch

im Gesamtwerte von Fr. 135 000.—. Bei dem mit einem Sternchen versehenen Material handelt es sich um Geschenke.

Ferner stellte das Schweizerische Rote Kreuz der Liga der Rotkreuzgesellschaften auf deren dringenden Wunsch einen Barbeitrag von Franken 20 000.— zur Verfügung, der der Ligadelegation in Marokko, die sich überwiegend aus Schweizern zusammensetzt, in den ersten Tagen ermöglicht hat, dringend benötigte Lebensmittel für die Erdbeben-geschädigten — Verletzte und Obdachlose — an Ort und Stelle zu beschaffen.

Was von der Sammlung, die am 17. März schon eine Million überschritten hatte, übrig bleibt, soll für den Wiederaufbau der fast völlig zerstörten Stadt verwendet werden.

BESUCH IM LAGER DES CHEIK-ANA

Von Jean Daniel Meyer

Um unsern Leserinnen und Lesern einen Eindruck vom Leben in der Sahara und von der ausserordentlichen Gastfreundschaft der Nomadenstämme zu vermitteln, lassen wir einige Seiten aus dem im Copress-Verlag München erschienenen Buch des ehemaligen französischen Armeearztes Jean Daniel Meyer «Mit Kamel und Medizin — 20 Jahre Wüstenarzt» folgen. Dr. Jean Daniel Meyer stammt aus einer alten Strassburger Familie, deren Vorfahren aus Altdorf in der Schweiz ins Elsass eingewandert sind. Nach dem Abitur studierte Dr. Meyer zwei Jahre in Strassburg und vier Jahre in Bordeaux Medizin und begann mit 26 Jahren seine Tätigkeit als Kolonialarzt zumeist in der Sahara und den umliegenden Gebieten. Sein Buch ist faszinierend geschrieben, die Patienten des Autors waren zum grossen Teil zivile Eingeborene, die, wie seine Erzählungen schildern, über eine oft unglaubliche Vitalität im Widerstand gegen den Tod verfügten. Er behandelte Patienten mit Gelbfieber, Lepra, schrecklichen Hautkrankheiten, Verletzungen, Pocken, Fieberkrankheiten und Schlafkrankheit.

Gerade das Kapitel vom Kampf und Sieg über die Schlafkrankheit in der Hohen Volta zeigt den grossen Aufwand, den die französische Kolonialverwaltung getrieben hat, um über diese entsetzliche Krankheit, an der Hunderttausende von Eingeborenen litten, Herrin zu werden. Dr. Meyer schildert, wie hingebungsvoll und segensreich, allen Gefahren und Entbehrungen trotzend, die französischen Militärärzte im Dienste der eingeborenen Bevölkerung gewirkt haben. Es ist eine überraschende Entdeckung, dass dieser Kampf dank einigen Ärzten und ihren eingeborenen Helfern im Verlauf eines kurzen Jahrzehnts in der Hohen Volta so vollkommen gelungen ist, dass die Bezeichnung «Service autonome de la maladie du sommeil» eines Tages derart überholt war, dass er in «Service de prophylaxie» umbenannt werden musste, da die Schlafkrankheit aus jener Gegend verschwunden war.

Im Moment des Schreibens dieser Einführung erreicht uns die Mitteilung vom furchtbaren Erdbeben in Agadir. Nachdem wir nun an manch einem Abend bei der Lektüre des interessanten Buches Dr. Meyer in Gedanken kreuz und quer durch die Sahara begleitet haben, ist er uns zum guten Kameraden geworden. Wir sind ihm im Buche begegnet, wir haben ihn ein gutes Stück auf seinem Lebensweg begleitet, haben uns gefreut, dass er sich, nach Verlassen des langen Kolonialdienstes, 1949 verheiratet und sich mit seiner jungen Frau im schönen Agadir niedergelassen hat, um eine ärztliche Praxis zu eröffnen. Seit 1949 sind ihm im Doktorhaus in Agadir sieben Töchterchen geboren worden. Wir bangen nun in diesen ersten Stunden nach der Katastrophe auch um das Leben dieser lebenswürdigen Familie.

Die Redaktion.

Cheik-Ana war der Sohn von Ralouine, dem Oberhaupt des bedeutenden Marabout-Stammes des Ghroudf.

Es lag nichts Besonderes vor, und so machte ich mich nach dem Essen auf, um den Cheik-Ana zu besuchen. Cheik-Ana bedeutet «unser Chef» und wird etwa wie Schir-Ana ausgesprochen.

Ich erreichte sein Lager, das mitten auf der weiten Sandfläche aufgerichtet war, vor Einbruch der Dunkelheit. Zirka einen Kilometer entfernt sass ich mit meiner Begleitung vom Kamel ab und machte mich auf die in solchen Fällen übliche Wartezeit (von einer Stunde bis zu einem vollen Tag) gefasst. Das ist so Brauch in der Wüste...

Diesmal aber dauerte es keine Viertelstunde, als ich auch schon eine Eskorte herannahen sah, die kam, um mich — regelrecht im Triumph — einzuholen.

Der Stamm nahm mich auf wie einen alten Freund. Ich erhielt ein grosses Zelt für mich allein und ein weiteres für meine Ordonnanz und meine zwei Führer...

Schon öfter hatte ich Stammesangehörige der Ghroudf behandeln müssen. Als Toubib (Arzt) der Gegend war ich bei den Leuten allgemein bekannt und wurde, obwohl ich nun erst anderthalb Jahre im Lande war, schon recht geschätzt.

Cheik-Ana, noch ein Junge, war wirklich ein kleiner Herrscher.

Wir sahen gemeinsam einer Schau zu, die die kriegerischen Männer dieses im Grunde friedlichen Stammes auf ihren besten Kamelen vorführten, dabei mit geradezu fossilen Gewehren Schüsse in die Luft abfeuernd.

Anschliessend wurde das delikateste Michoui (ein Hammelbraten) serviert, das ich je gegessen hatte. Den Tee nahmen wir gemeinsam mit den angesehenen Männern des Stammes ein. Es war interessant, zu beobachten, welche grosse Achtung alle Stammesmitglieder, gleich ob alt oder jung, ihrem kleinen Häuptling erwiesen, der gerade zwölf Jahre alt geworden war.

Erst am folgenden Morgen kam der Cheik-Ana auf den Grund meiner Einladung zu sprechen. Er hatte eine Wunde unten am Fuss, die ziemlich böse eiterte; offenbar schon längere Zeit. Zweifellos durch einen dieser teuflischen Dornen verursacht, die man sich hier ständig in die Füsse trat.

Die Behandlung, obwohl schmerzhaft, entlockte ihm weder einen Laut noch die geringste Grimasse. Nachdem der Fuss verbunden war, lud mich der junge Cheik-Ana zum Dank zu einem Morgenritt zu Pferde ein. Pferde waren im Tagant seltener als Regentropfen, noch dazu solche edle Tiere wie hier!

Zwei von ihnen wurden herbeigeführt. Das eine war nach mauretanischer Art gesattelt, auf dem andern lag einfach eine Decke; so hatte ich es erbeten.

Mein junger Freund sass in königlicher Haltung auf seiner Stute, einem hervorragenden Tier. Erst ritten wir im Schritt, dann im Trab und schliesslich, als wir eine kleine Ebene erreicht hatten, im Galopp. Cheik-Ana sass ausgezeichnet im Sattel. Sein Gesicht strahlte, und trotz seiner kindlichen Freude am schnellen Ritt behielt er doch etwas merkwürdig Hoheitsvolles an sich.

«Das ist wirklich eine herrliche Stute!» sagte ich.

Er lachte mich an und erhöhte das Tempo.

In geringem Abstand folgten uns einige Reiter: die Leibwache des Häuptlings, eine Reihe kampferprobter, harter Männer.

Nicht ohne Grund wurde der Junge so scharf bewacht. Vom Onkel Cheik-Anas wurde erzählt, er

habe dessen Vater Ralouine töten lassen und sei nun dabei, seinen Neffen auch noch zu beseitigen, um Macht und Reichtum des Gesamtstammes in seinen alleinigen Besitz zu bringen.

Als wir ins Lager zurückkamen, wurde Tee serviert, und dann liess Cheik-Ana ein altes, kaputtes Jagdgewehr anschleppen.

«Toubib — Sie sind doch Doktor. Können Sie auch Gewehre heilen?» fragte er.

«Ich hab's bisher noch nicht versucht. Aber warum nicht?» antwortete ich, nahm das Gewehr auseinander, entfernte Rost und Schmutz und setzte es wieder zusammen. Damit war das Gewehr «geheilt».

In den Gesichtern der Leute, die um uns herum sass, spiegelten sich zwei widerstrebende Empfindungen. Einmal die Bewunderung für meine «Heilkunst», zum anderen Entsetzen über die Unwürdigkeit, überhaupt eine Arbeit zur Hand genommen zu haben.

Cheik-Ana aber strahlte vor Freude — um so mehr, als ich ihm als Gastgeschenk noch einige Patronen überreichte, die stets als Kostbarkeit galten. Als Gegengeschenk erhielt ich zwei Rollen weisse Stoffstreifen zur Herstellung eines Bénié. Ein Bénié ist das immer weisse, tunnelförmig in das grosse schwarze Aussenzelt hineingebaute Innenzelt. Einen solchen Luxus pflegten sich jedoch nur sehr bedeutende Nomaden leisten zu können.

Mein hiesiges Nomadenzelt war verhältnismässig gross. Das schwarze Aussenzelt ruhte auf zwei etwa sechs bis sieben Meter langen Hauptstangen und war an den Ecken am Boden verspannt. Zwischen den Hauptstangen hindurch liefen die rundbogenförmigen Spannstangen des weissen Bénié, dessen eine Seite tagsüber aufgeschlagen wurde.

Es war anzunehmen, dass der «Nachrichtendienst», die Spionage zwischen dem Lager des Cheik-Ana und dem Lager seines Onkels, des alten Amed, recht gut funktionierte. Das war hier so üblich, obwohl man sich die Schnelligkeit, mit der sich Nachrichten verbreiteten, häufig kaum erklären konnte.

Die Klugheit gebot mir also, sofort anschliessend einen Besuch beim alten Häuptling Amed zu machen, dessen Lager nicht weit entfernt aufgeschlagen war.

Diesmal musste ich ein wenig länger warten; immerhin aber auch nur etwa eine halbe Stunde, bevor eine Eskorte nahte, um mich ins Lager einzuladen.

Ich hatte mir den Onkel von Cheik-Ana anders vorgestellt. Finsterer, dämonischer — irgendwie geheimnisumwittert. Nichts dergleichen!

Er war ein alter Mann mit weissem Bart, ausdrucksvollem Gesicht und edler Haltung. Offenbar war er über die gastfreundliche Aufnahme des Toubib im Lager seines Neffen genau informiert; denn er bemühte sich, Cheik-Ana um jeden Preis zu überbieten.

Das Zelt, das mir zur Verfügung gestellt wurde, war noch grösser und mit noch mehr und noch prächtigeren Teppichen ausgestattet. Das Michoui war vorzüglich zubereitet, und die Darbietungen fehlten natürlich auch nicht.

Am Nachmittag kamen einige Männer des Lagers zur Behandlung zu mir. Der alte Häuptling selbst aber nahm keine Hilfe in Anspruch. Er war gesund.

Nachts schlief ich schlecht. Irgend etwas störte mich im Zelt. Ich hätte jedoch nicht sagen können, was es war.

Gerade, als ich endlich einschlafen konnte, wurde ich durch einen stechenden Schmerz am linken Schulterblatt wieder hellwach. Ich sprang auf und entzündete ein Streichholz.

Ein Skorpion! Ein böser, gelber Kerl.

Erst tötete ich das Tier, dann versuchte ich, die Stelle am Schulterblatt selbst zu erreichen; aber das ist bekanntlich nicht so einfach.

Ich wusste, dass die grossen, schwarzen Skorpione ungefährlich sind, aber dieser war gelblich. Ich suchte das Zelt nach weiteren Exemplaren der unangenehmen Gattung ab und legte mich dann erneut zur Ruhe. Gegen Morgen machten sich eine Schwellung und ein ziehender Schmerz an der Stichstelle bemerkbar.

Beim ersten Dämmerlicht brachte ein Mauretanier frische Milch an mein Lager. Als er sich bückte, um eine zurückgeklappte Teppichecke zu glätten, schrie er unterdrückt auf.

Noch ein Skorpion! Und er hatte sofort gestochen.

«Mich hat heute nacht auch einer erwischt», sagte ich zu dem Mann und wies auf mein Schulterblatt. Er sah nur flüchtig hin, dann erschlug er den Skorpion, der gerade wieder unter den Teppichen verschwinden wollte.

«Ich schicke gleich einen Mann, der das heilt, Toubib», sagte der Mauretanier, der sich nicht weiter aufzuregen schien.

Was für einen Mann wollte er schicken?

Ein paar Augenblicke später besuchte mich ein älterer, athletisch gebauter Mauretanier mit ernstem, fast unbeweglichem Gesicht. Er sprach kaum.

«Wo hat der Skorpion gestochen?» fragte er nur.

Ich wies mit dem Daumen über die Schulter hinweg auf den Rücken.

Er liess sich hinter mir nieder, streifte mein Hemd herab und begann eine sehr merkwürdige Behandlung:

Verse aus dem Koran murmelnd, hin und wieder über den Stich hinwegpustend, massierte und knetete er die Stichstelle in ganz eigenartigem Rhythmus. Erst tat es weh, aber schon nach Minuten liess der Schmerz nach.

Etwa eine halbe Stunde später war die «Behandlung» beendet, der Mann erhob sich, verneigte sich und ging.

Die Schmerzen waren weg, die Schwellung nicht mehr vorhanden, ja, die Haut war, wie ich mit

einem Handspiegel feststellte, nicht einmal mehr gerötet!

Ein Kurpfuscher — aber in diesem Falle ein erstaunlich guter; das musste ich ohne Kollegeneifersucht feststellen.

Um keinen neuen Grund zur Zwistigkeit zwischen den beiden Häuptlingen, dem Onkel und dem Neffen, heraufzubeschwören, machte ich auch dem alten Amed ein Geschenk: Verbandzeug, etwas Permanganat und ein wenig von dem hier sehr geschätzten Natriumsulfat.

Anschliessend machte ich mich auf, um nach Tidjikja zurückzukehren.

Ich erreichte Tidjikja am Vorabend des Gouverneur-Besuches. Zu meinem grössten Erstaunen erwartete mich vor meinem Haus ein Abgesandter des Cheik-Ana.

An die Veranda war die herrliche Stute des jungen Häuptlings gebunden! Der Mann hatte den Auftrag, mir das Pferd als Geschenk zu überbringen...

Da war guter Rat teuer. Was sollte ich mit diesem kostbaren Pferd? In meiner ehrlichen Verwirrung liess ich mir den Hauptdolmetscher des Militärpostens kommen, einen wildromantisch aussehenden Mann namens Amed Saloum, der als besonders zuverlässig geschätzt wurde.

Ich schilderte ihm die Situation. «Dabei habe ich nur gesagt, dass seine Stute ein herrliches Tier sei!» Ich sprach Französisch, um meine Sorgen nicht zu Ohren des Boten von Cheik-Ana kommen zu lassen.

«Das genügt, um Ihnen das Pferd zum Geschenk zu machen, Herr Doktor», sagte Amed Saloum. «Nun wissen Sie, wie gastfreundlich man in Mauretanien ist!»

«Weiss Gott», sagte ich. «Aber was machen wir nur? Ich kann das Pferd doch nicht einfach zurückschicken?»

«Auf keinen Fall», sagte der Dolmetscher. «Das wäre eine schwere Beleidigung. Ich werde dem Boten jetzt in Ihrem Namen den Gruss an seinen Herrn sagen. Das weitere müssen wir später besprechen. Ich glaube, ich weiss eine Möglichkeit.»

Nach seinem höflichen Abschied kehrte der Bote zu seinem Stamm zurück — beladen mit einem herrlichen Beduinent Teppich aus meinem Hause, von dem ich mich herzlich schwer trennte.

Aber eine Gegengabe musste sein!

«Am besten behalten Sie die Stute einen oder zwei Monate», sagte Amed Saloum, als der Bote uns verlassen hatte. «Dann schenken Sie sie einem Verwandten des Cheik-Ana. Am besten einem, der so arm ist, dass er sich das Pferd selbst nicht leisten kann, dann gibt er es selbst dem Cheik-Ana zurück.»

Und so geschah es auch. Nach sechs Wochen schickte ich das Pferd auf dem vorgeschlagenen Umweg zurück und vermied so eine Beleidigung des grossherzigen Jungen.